

Der Grosse Bär : aus einem Romanmanuskript

Autor(en): **Meier, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **61 (1981)**

Heft 6

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GERHARD MEIER

Der Grosse Bär

Aus einem Romanmanuskript

Zwei ein Viertel Jahre nach dem Rundgang in Olten (beschrieben im Roman «Toteninsel») besucht Bindschädler seinen alten Dienstkameraden Baur zum ersten Mal in Amrain. Am Vormittag erzählt Baur dem Bindschädler von einem Soldatentreffen. Nachmittags flanieren sie, zusammen mit Baur's Frau, der Katharina, durch Amrain, dabei auf einen Kindermaskenzug stossend. Wieder zu Hause, blättert Baur in seinen Memoiren; berichtet abends – am Kaminfeuer und bei Balalaikamusik – von der Abdankungsfeier seines Bruders Philipp; simuliert mit Bindschädler «Zwei Männer in Betrachtung des Mondes». Nachdem man sich zurückgezogen hat, erinnert sich Bindschädler des Familienbildes, das ihm Baur gezeigt hatte; bekommt ein Magazin in die Hände, worin das Geschehen um Afghanistan dargestellt ist. Am Sonntag wird die Kirche aufgesucht, der Friedhof. Baur erzählt vom Ableben seiner Schwester Julia. Im Siebzehnhuhzug verlässt Bindschädler Amrain. – Er hatte vor seinem Besuch Leo Tolstojs «Krieg und Frieden» gelesen. Immer wieder stiegen ihm Bilder daraus hoch, vermischten sich mit Baur's Gerede, dem Landstrich, dem Amrainer Karneval. – Ein Satz aus diesem Roman dient «Borodino» als Motto: «Wenn man behauptet, das menschliche Leben könne durch Verstand regiert werden, so wird damit die Möglichkeit des Lebens aufgehoben.»

Die Kerzen auf dem Kaminsims brannten noch. Um mich in den Schlaf einzuüben, ging ich eine Weile auf und ab und dachte mir, dass der Schlaf seinerseits vielleicht eine Einübung in den Tod bedeuten möge. Dann hatte ich eine Vision: Ich stand – in Baur verwandelt – vor dessen Liegenschaft, hinten beim Buchsbaum. Es war an einem Morgen im März. In der Nacht zuvor war Schnee gefallen, der nun Sträucher und Bäume als Spitzenklöppelei erscheinen liess. Ich schaute über das Dach des ausrangierten Pferdestalls nach der Krone des Lindenbaums, der vor Annas ehemaliger Liegenschaft steht. Zuoberst sass ein Bussard. Er drehte den Kopf. Und all die Herzschräge der Anna waren mit drin, in der Spitzenklöppelei mit Bussard, und all die Atemzüge ihres Vaters waren mit drin

– und die Blicke der Mutter über das Weizenfeld hin, bei Wind und Schiffen am Himmel.

Die Kerzen flackerten, allemal wenn ich an ihnen vorüberschritt, was den Umkreis in Unruhe versetzte, jene Stube eben, wo sich Baur mit seinen Leuten aufgehalten hatte, an Weihnachten zum Beispiel, an Vormittagen bei Neuschnee auch, an Abenden im Spätherbst, wenn die Linde nebenan ihre Blätter liess, schwarmweise, oder an Sommersonntagen, während Gisela und Ferdinand zu Besuch weilten, wobei vor der Tenne jeweils Ferdinands Harley-Davidson-Maschine gestanden haben musste, anfänglich mit einem Seitenwagen bestückt, und wo sie dann bei schwarzem Kaffee, in stickiger Luft, über den Stand der Weizenfelder redeten, über die Zeiten auf der Insel Rügen, vermutlich, über den Spitalbasar, an dem Johanna die Landesmutter darzustellen gehabt hatte, auf einem Wagen mit Sommerflor.

Und ich bekam Johanna zu Gesicht, wie sie vor dem Spiegel stand, der zwischen den Fenstern gehangen habe, und stellte fest, dass ihr Kleid ebenfalls Spitzenklöppelei aufzuweisen hatte, und stellte mir vor, wie diese sich ausgenommen haben müsste inmitten des Sommerflors, bei dem allenfalls Blau dominiert hätte, was die Spitzenklöppelei um so deutlicher hätte hervortreten lassen und die blonde Haartracht der Johanna.

Ich sagte mir, dass vor diesem Spiegel auch Baur's Vater sich habe rasieren müssen, und zwar eben vor seiner Abfahrt nach Zürich, wo er dann seine Frei-Tage wiederum zusammengespart habe, um zum Beispiel sommers zu Hause mithelfen zu können bei der Weizenernte, wobei er um vier in der Frühe mit geschulterter Sense dem Weizenacker zugestremt sei, über Feldwege schreitend, die gelegentlich durch Weizenfelder geführt hätten, dabei etwa nach einer Ähre langend, während hoch in den Lüften die Lerchen getrillert hätten, wie sie's heute noch täten, indes der Wind Brandung simuliere in den Feldern.

Baur's Vater soll bei dieser Rasur jeweils etwas nervös gewesen sein, während sein Bub eine gewisse Erleichterung verspürt habe in bezug auf die bevorstehende Normalisierung seiner Lebensumstände. Und bald danach hätten dann wirklich die Zwetschgen zu reifen begonnen, Früchte, welche die Stille sozusagen aus dem Blau des Himmels habe hervorgehen lassen. Das Rastergeräusch der Obstpresse des Schlossers vorn an der Biegung des Weges habe übrigens mitgeholfen, diese Stille erfassbar zu machen (unterstützt gelegentlich vom Schrei eines Schweins, das zur Schlachtbank geführt worden sei).

Ich erinnerte mich des Familienbildes, das Baur mir gezeigt und auf dessen Rückseite Katharina Namen und Geburtsdaten der Abgebildeten aufgezeichnet hatte. Die Leute standen vor einer Staffage, einen Salon

darstellend, mit Fenstern, Bildern, Draperien, so dass vermutlich einzig der Teppich, die Stühle, das Tischchen wirklich vorhanden waren.

Das Tischchen stand in der Bildachse. Es trug den Hochzeitsstrauss Giselas, die in einem dunklen, etwas steifen Kleid mit halben Ärmeln, den Daumen der rechten Hand auf die Tischkante gestützt, dahinterstand, dem Ferdinand eingehängt, der ebenfalls ein dunkles Hochzeitskleid trug, mit Blümchen am linken Revers. Ferdinand glich einem Ulanengefreiten, in Zivil natürlich und aus der Zeit Kaiser Franz Josefs, der damals bereits ein halbes Dutzend Jahre in der Kapuzinergruft gelegen haben musste, flankiert von Sissi und Sohn.

Gisela trug ein Kränzchen im Haar.

Beide hatten sie den Blick auf das Objektiv gerichtet, gleichsam in künftige Tage starrend, die angefüllt sein sollten mit Kartoffelhacken, dem Kochen von Tannen (zur Zellulosegewinnung), zumindest was Ferdinand betraf, der eine Zeitlang seines Lebens eine Harley-Davidson-Maschine zu fahren hatte, anfänglich mit Seitenwagen bestückt, so dass also dem abgebildeten Paar Harley-Davidson-Fahrten bevorstanden, auch solche nach Amrain, wo sich Ferdinand jeweils hinters Haus zu stellen hatte, um angesichts des Kirschbaums hinten im Obstgarten seine Meinung über die Gestalt der Kirschbäume abzugeben. Worauf er dann verhältnismässig jung zu sterben und dadurch die Gisela über Jahrzehnte allein zu lassen hatte, Gisela, die mit Baur eben erst nach Neuenburg gefahren ist, zusammen mit der Johanna, um an der Abdankung des Philipp teilzunehmen, der die letzten Jahre seines Lebens ohne Stimme habe zubringen müssen, mit einer Öse im Hals, durch die er geatmet habe, und durch die er gelegentlich seine Luftröhre habe putzen müssen.

Links neben dem Tischchen sass Baur's Mutter. Sie erschien jugendlich, hielt eine weisse Rose im Schoss. Ihr Kleid reichte bis zu den Knöcheln. Auf dem Herzen trug sie ein Sträusschen.

Auf der andern Seite des Tischchens thronte die Mutter Ferdinands. Auch sie hatte man mit einer Rose versehen. Ihren Hals schmückte eine Perlenkette.

Neben ihr stand Baur, die rechte Hand auf die Lehne ihres weissen Stuhls gelegt. Er trug kurze Hosen, hohe Schnürschuhe, gestreiftes Hemd mit weitem Schillerkragen. Er mochte um die fünf gewesen sein. Philipp postierte gegenüber. Er hatte die linke Hand auf die Lehne des Stuhls seiner Mutter gelegt, trug kurze Hosen, Hemd mit Schillerkragen.

In der hinteren Reihe standen (von links nach rechts): die Julia (weiss gekleidet, mit Rosenbukett), Vater Baur (mit Schnurrbart, Bürstenschnitt), Gisela und Ferdinand, die Johanna (ungefähr in jenem Alter, als sie die

Landesmutter darzustellen gehabt hatte), Benno, der Kunstturner (vor dem offenen Fenster, umgeben von Draperien).

Solche Familienbilder liegen quasi magaziniert in Kästen herum, während draussen die Geschichte abläuft, die Frühlinge über die Landstriche ziehn, die Sommer, ganz zu schweigen von den Wintern, die Rauhreif anzubringen belieben am Drahtgeflecht der Hühnerhöfe.

Hornsignale waren zu hören, auch Paukenschläge.

Ich langte nach einem Magazin, das herumgelegen hatte. Die Kerzen brannten immer noch. Ich setzte mich hin, starrte in die Glut. Jetzt war sogar noch Gejaule zu hören, Getute, Getrommel. Es ging gegen zwei.

Auf dem Umschlag des Magazins war ein Bär im Angriff abgebildet, links hinten Reiterei, rechts Panzer, Helikopter, darüber eine Fahne mit Sichel und Hammer.

Ich blätterte um. Schon aber hätten die Sowjets in Afrika Fuss gefasst, schickten ihre aufgerüstete Flotte in alle Weltmeere und hielten in Kuba einen Fuss in der Tür Südamerikas . . .

Ich blätterte weiter, stiess auf ein beinahe doppelseitiges Bild, die Draufsicht eines Panzers darstellend. Was den Kosaken nicht gelungen sei, habe jetzt der Kreml mit seinen Panzern erreicht: Sie hätten Afghanistan überrollt.

«Wir sagen, weiter ginge es nicht, und gehen doch weiter, und hinterher hat sich doch jeder Nachbar mit unseren Eroberungen abgefunden.» (Aus der russischen Zeitschrift *Westnik Jewropy*, 1870.)

Im Westen seien Kanzleien und Aussenämter verwaist gewesen, Politiker und Beamte hätten die Hauptstädte längst verlassen gehabt, als am Heiligabend die ersten von insgesamt 350 Grossraumtransportern auf den Flughäfen von Kabul und Bagram gelandet seien. Am 28. Dezember sei Kabul fest in sowjetischer Hand gewesen. Einen Tag später habe die Landoffensive begonnen. Eine motorisierte Schützendivision sei über die Nordwest-Grenze nach Kandahar gerollt, eine zweite sei direkt nach Kabul vorgestossen. Pünktlich zum Beginn des neuen Jahrzehnts habe sich die Zange geschlossen; die Sowjets seien am Khaiber-Pass gestanden, dem Tor nach Pakistan und Indien . . .

Weiter hinten stiess ich auf eine Karte: Die Bewegung der Russen nach dem Persischen Golf war durch fünf Pfeile aufgezeigt. Auf einer der nächsten Seiten befand sich ein Bild mit Kadetten. Sowjetkadetten oder Kadetten aus der Zeit des Zaren? Das Photo aus der Moskauer Suworow-Akademie machte auf den ersten Blick die Antwort schwer. Die pompösen Vorhänge hätten auch aus dem vorigen Jahrhundert stammen können, ebenso die traditionellen Uniformen, die noch heute die jungen Militär-Kader der Sowjetunion trügen. Unter dem historischen Gemälde des

Marschalls Michail J. Kutusow, des Helden des Freiheitskrieges gegen Napoleon, verzehrten die angehenden Offiziere ihr Frühstück. Der Tagesablauf, voll von scharfem Drill, mache sie mit den modernsten Methoden technischer Kriegführung bekannt und mit dem ideologischen Rüstzeug einer *Armee des Friedens*, die in den letzten drei Jahrzehnten immer wieder in fremde Länder eingebracht sei.

Die grösste Schwierigkeit sei, zu wissen, wo man aufhören müsse, habe Gortschakow (1798–1883) gesagt.

Die Glut verschwand mehr und mehr unter der Asche. Die Kerzen waren beinahe heruntergebrannt, die Geräusche des Karnevals erloschen. Ich döste vor mich hin.

Weiterblättern stieß ich auf den Zaren zu Pferd, der einem Trupp kniender Offiziere eine Ikone entgegenhielt. Von Gott sei stets die Rede gewesen, wenn das Heilige Russland seine Kriege ausgefochten habe.

Heute verstörten die Kreml-Herren die Welt mit einem ideologisch anders verbrämten Expansionismus. Schon um 1900 habe ein spitzfindiger Tüftler ausgerechnet, dass das russische Reich jahrhundertlang täglich um neunzig Quadratkilometer gewachsen sei. Dann fand sich ein Schlachtenbild vor, farbig.

Russland bleibe für seine Nachbarn ein furchteinflössender, unberechenbarer Koloss. Doch führe keine gerade Linie von Peter I. über Katharina II. bis zu Stalin und Breschnew. Die Kontinuität sei gebrochen, der russische Imperialismus sei und bleibe Wandlungen unterworfen.

Was der Osthistoriker Reinhard Wittram seinerzeit vom Zarenreich gesagt habe, scheine immer noch zuzutreffen, dass die russische Aussenpolitik sich auf allen Gebieten – vom Fernen Osten bis zur Ostsee – auf dem Boden derselben imperialen Tradition bewegt habe und zugleich den verschiedensten Nötigungen der Stunde gefolgt sei, gesättigt mit Tradition und frei bis zur Willkür.

Das Schreckgespenst des grossen Bären.

Ich starrte in die Asche.

Später blätterte ich zurück zu Marschall Kutusow, den ich mir bäurischer vorgestellt gehabt hatte, älter vor allem, müder.

Die Kerzen erloschen.

Ich legte mich hin; wähnte mich im Einschlafen im Autobus auf der Bergfahrt über die Insel Elba; sah die Liegenschaft, wo Napoleon in der Verbannung gewohnt hatte; behielt diese Liegenschaft, die in gleissendem Licht lag, eine Weile vor Augen; roch den Duft des Landstrichs; sah das Ginstergelb sich vermischen mit dem Himmelblau.

Dann schlief ich ein. – Im Traum hatte ich als Soldat unter Soldaten einen Schneehang hochzusteigen, in Einerkolonne. Strahlendes Wetter. An

der Krete hatte ein Segler angelegt. Es erging der Befehl, sich einzuschiffen. Das Schneebrett brach. Im Fallen stellte man fest, dass tief unten das schneefreie Simmental lag.

Ich verspürte Harndrang, begab mich hinter das Haus, in den Zwetschgenghain, beschaute dazu den Grossen Bären und wunderte mich der Stille, die über Amrain lag, das eben noch Karneval gefeiert hatte.

Ich dachte mir, wie glücklich Fürst Andrej gewesen sei, endlich einen solchen Himmel kennengelernt zu haben. Alles sei nichtig, Lug und Trug, ausser diesem Himmel. Es gebe nichts, nichts ausser ihm. Aber auch das sei nichts. Nichts gebe es als Stille und Ruhe.

Ich hörte Pferdegetrappel, Stimmen. Napoleon ritt über das Schlachtfeld hin, die Toten besichtigend, die Verwundeten. Dicht vor dem Fürsten hielt er an, sagte: «Ein schöner Tod!»

Dann sah ich wieder den Grossen Bären.

